

Nr. 55. Bromberg, den 26. Juni 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(7. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

In grübelnde Gedanken verloren, blätterte er wie mechanisch in einem verblichenen Photographiealbum.

Da wurde sein Blick durch eine anmutige Gruppe gefesselt; ein alter, vornehm aussehender Herr, mit langem, weißen Bart, der den Arm um eine hochgewachsene, überschlanke, ersichtlich leidende junge Frau geschlungen hatte. Daneben ein etwa dreijähriges, dunkellockiges Kind mit großen schwarzen Augen.

Schon wollte er achtlos weiter blättern. Doch nein — kannte er nicht diesen alten Herrn?

Schärfer guckte er hin. Natürlich; in dem Album seiner Braut steckte ein Kabinettsbild ihres Großvaters, der genau so aussah.

Er zog die Photographie heraus und drehte sie um. In großen, schwungvollen Schriftzügen stand da geschrieben:

„Udo und Salomea v. Hasselrode nebst Töchterchen."

Also richtig! Dieser Punkt in Irmgards Erzählung stimmte bereits. Sein Interesse wuchs.

Welch schöne Frau! Und wie glücklich der Gatte auf sie herabblickte! Und dieser vornehme Mann mit den edlen Zügen sollte sein Weib in Elend und Armut zurückgelassen haben? Unmöglich!

Hastig klappte Heinz Lingstedt das Album wieder zu. Dann klopfte er an der Tür zum Nebenzimmer, wo die arme Mutter still am Bettchen ihres Lieblings saß.

„Verzeihen Sie, Frau Alsen, daß ich Sie nochmals störe! Ich möchte mich Ihnen vorstellen. Mein Name ist Heinz Lingstedt. Ich bin der Verlobte der Baronesse Irmgard von Hasselrode —"

Salomea zeigte nicht die geringste Verwunderung. Ja, sie schien den Sinn der Worte kaum gefaßt zu haben, so teilnahmslos saß sie da.

Dem jungen Staatsanwalt tat die arme Mutter leid, die sich ersichtlich um ihr krankes Kind sorgte.

„Kann ich irgend etwas für Sie tun?" fragte er teilnehmend.

„Nein, danke."

„Haben Sie einen guten Arzt für das Kind?"

„Den Armenarzt, wie es armen Leuten ziemt."

„Scharlach ist nicht gefahrlos, Frau Alsen. Möchten Sie nicht einen tüchtigen Arzt — vielleicht einen Spezialisten —"

„Für derlei haben wir kein Geld."

„Kann ich vielleicht — eine kleine Anzahlung auf das Bild, das ich bei Ihrem Herrn Gemahl bestellen will —"

Er sprach nicht weiter. Salomeas Augen blickten ihn gar so zornig an.

„Bemühen Sie sich nicht, mein Herr. Ich nehme keine Almosen. Das können Sie auch Ihrer Braut sagen — der Baronesse Irmgard von Hasselrode. Im übrigen erkenne ich Ihre gute Absicht an; aber — ich danke für alles!"

Hoheitsvoll neigte sie den Kopf zum Gruß — für Heinz ein Zeichen, daß er entlassen war. Verstimmt nahm er seinen Hut und ging, ohne Kurt Alsen gesprochen zu haben, ohne der armen Mutter da drinnen auch nur von geringstem Nutzen gewesen zu sein.

Als Kurt Alsen mit der Arznei aus der Apotheke zurückkehrte, fand er sein Söhnchen in heftigsten Fieberphantasien. Der Knabe erkannte niemand mehr. — —

Furchtbare Tage kamen für die armen Eltern — Tage, an denen der Schatten des Todes bereits über dem jungen, frischen Leben zu schweben schien.

In seinen Fieberphantasien rief der kleine Kranke beständig nach seiner „Cousine" oder auch nach der „Fee mit den goldenen Flügeln". Irmgards blonde Lichterscheinung war das letzte, was sich seinem kleinen Geist vor Ausbruch der Krankheit eingeprägt hatte.

Tag und Nacht wich Salomea nicht vom Krankenlager ihres Kindes. Ihr Gatte mit den beiden Töchterchen hatte das andere Zimmer bezogen, das sonst als Wohnraum diente — aus Vorsicht, damit die kleinen Mädchen vor Ansteckung bewahrt blieben.

Salomea duldete auch nicht, daß er selbst mit dem Kranken in Berührung kam. Allein wollte sie mit dem unsichtbaren Feind, der ihr das heißgeliebte Kind zu rauben drohte, fertig werden.

Wie oft sah der anbrechende Morgen die arme Mutter vor dem kleinen Bettchen auf den Knien liegen und heiße Gebete murmeln, während der Vater klopfenden Herzens an der Tür horchte, in verzweifelter Angst, daß da drinnen der Sensenmann seine knöchernen Arme um den kleinen mit dem Tode ringenden Körper fester und fester schlingen könnte . . . Und Minna, die das Bindeglied zwischen den beiden getrennten Parteien spielte, erzählte dem trostlosen Mann immer wieder unter Schluchzen und Tränen, die arme Madame werde von Tag zu Tag bleicher und magerer, indes das Gesicht des kleinen Kranken ganz rot und aufgeschwollen wäre.

Trotzdem — ein Morgen blaute herauf, da öffnete der kleine Patient seine Augen zum erstenmal wieder voll und klar und heftete sie auf die bleiche Frau an seinem Bettchen, die nur wie ein Schatten ihres früheren Selbst aussah.

„Mama!"

Leise, kaum vernehmbar hauchte es zu Salomea hinüber.

Aber die Mutter hörte den Laut.

Mit einem unterdrückten Jubelschrei stürzte sie an dem Bettchen nieder, das kleine Gesicht, die abgemagerten Händchen mit Küssen bedeckend.

Gerettet! Die Krisis war vorbei! —

Und doch — trotz aller Pflege und obgleich der kleine Rekonvaleszent gefüttert wurde wie nie zuvor, obgleich die Eltern hungerten und darbten, damit ihm nur ja nichts abging — der kleine Gert wollte sich nicht erholen.

Das zuerst so rote, aufgedunsene Gesichtchen wurde bleicher und bleicher und magerer und magerer.

„Das Fieber hat ihn so mitgenommen", meinte der Arzt achselzuckend. „Und dann — die schlechte Luft hier in dieser Gegend! Schaffen Sie ihn für ein paar Wochen fort! Am besten ans Meer! Sonst stehe ich für nichts."

Fort! Ans Meer! Bitter lachte Salomea auf. Sie hatte Schulden gemacht während Gerts Krankheit — überall, beim Schlächter, beim Bäcker, beim Gemüsehändler. Aus Mitleiden hatte man ihr gegeben, ohne Geld, was sie verlangte. Der kleine, schwarzköpfige Junge war überall in der Nachbarschaft beliebt.

Und nun — fort! Ans Meer. Sonst stand der Arzt nicht ein für das Leben des Kindes! Großer Gott!

Seit Wochen schon war Kurt nicht mehr in seinem Atelier gewesen. Er hatte genug zu tun, um Ilse und Klein-Eva in Ordnung zu halten. Und überdies — das ganze Atelier stand und hing ja voll Bilder jeder Größe. Und nie ein Käufer. Wozu immer weiter malen — ohne Zweck und Ziel!

Heute nun durfte Gert zum erstenmal das Bett verlassen. Matt, schwach zum Umsinken, schwankte er am Arm der Mutter ins Wohnzimmer.

Die kleine Ilse, die ihn nach seiner Krankheit zum ersten Male sah, wollte ihm entgegenspringen, blieb jedoch entsetzt bei seinem Anblick auf den Platz gebannt.

Sie erkannte ihn kaum, den Bruder.

Und der arme Junge hustete so arg! Und sein Puls ging so schwach und unregelmäßig!

In dicke Tücher eingewickelt, saß er zwischen Papa und Mama auf dem altväterischen Sofa. Müde schweiften seine jetzt übergroßen, dunkel umrandeten Augen durchs Zimmer.

Plötzlich belebte sich sein matter Blick. Sein dünner Zeigefinger deutete auf die Kommode, wo noch immer Irmgards Pakete lagen. Niemand hatte während der schweren Zeit daran gedacht, sie wegzunehmen oder gar zu öffnen.

„Mama! Was ist da drin? Mach auf!"

Zuerst schüttelte Salomea den Kopf. Aber das Kind bat so dringend, und seine Augen flehten noch viel beweglicher — schließlich gab sie nach.

Zwei Pakete wurden geöffnet. Ein gesticktes Mullkleid für Ilse und ein Matrosenanzug für Gert kamen zum Vorschein.

„Nun dies!" rief Gert aufgeregt, auf ein kleines, verschnürtes Paket deutend. „Ich habe gesehen, wie die Cousine noch was extra hineingesteckt hat, ehe sie wegging."

Auch dies Paket wurde geöffnet. Es enthielt einen weißen Matrosenhut mit blauem Band.

Entzückt stülpte Gert ihn sofort auf seinen Lockenkopf. Doch ach, er paßte nicht! Er war zu groß!

Enttäuscht beguckte das Kind ihn von allen Seiten.

„Sieh nur, sieh, Mama! Was das ist!" rief er plötzlich, etwas aus dem Futter hervorziehend. „Gewiß hat das die Cousine für dich hineingesteckt. Lies doch, Mama! Lies! Was schreibt sie?"

Und Salomea las die wenigen Worte auf dem Umschlag: „Für die lieben Kinder mit innigem Gruß von Ihrer Cousine!"

„Da ist auch noch was drin!" drängte Gert, der auf einmal ganz munter wurde. „Guck doch mal hinein, Mama!"

Zögernd öffnete Salomea den Umschlag.

Eine Banknote steckte darin.

Zuerst traute Salomea ihren Augen nicht. Tausend Mark! Tausend Mark!! Unmöglich! Das wäre ja genug Geld, um ihre drückenden kleinen Schulden zu bezahlen! Und vor allem — um ihr geliebtes krankes Kind an die See zu schaffen, damit es dort wieder gesunde!

Tausend Mark!!!

Und plötzlich stürmte sie mit einem Jubelschrei auf ihr Söhnchen zu. Fest, fest drückte sie den kleinen, gebrechlichen Körper an sich, während Tränen des Glücks aus ihren Augen stürzten.

„Mein Liebling! Mein Herzblatt! Wir haben Geld! Du kannst an die See, wie der Doktor es verordnet hat!! Du wirst wieder gesund werden und rote Bäckchen bekommen und klare Augen!!! Oh —"

Im Übermaß der Freude faßte sie ihren Gatten bei den Händen und tanzte mit ihm im Zimmer umher.

Und die Kinder schauten verwundert zu, bis auch sie in den Jubel mit einstimmten.

So lustig hatten sie die ernste Mutter noch nie gesehen.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erhielt Irmgard von Hasselrode unter anderen vielen Postsachen einen schlichten kleinen Brief.

Er enthielt nichts weiter als folgende Worte:

„Innigsten Dank einer Mutter, der Sie das Leben ihres Kindes retten durch Ihr großmütiges Geschenk! Mein Söhnchen war schwer krank. Morgen gehe ich mit ihm an die See. Nächstens Ausführlicheres! Ich bin jetzt zu aufgeregt, um mehr schreiben zu können. Die Kinder küssen ihre geliebte Cousine, besonders Gert, dem Sie sein junges Leben wiedergeben. O, könnte ich jemals etwas für Ihr Glück tun! Mit Freuden sollte es geschehen!

Ihre ewig dankbare

Salomea."

IX.

Juli war's.

Brütend lag die Sonnenhitze auf den Häusern und Straßen der Reichshauptstadt. Wer es irgend erschwingen konnte, war hinausgezogen ins Freie, um in ozonreicher Gebirgsluft oder am kühlen Meeresstrande Lungen und Nerven auszulüften und zu stärken.

Die Fensterläden der vornehmen Villen in der Tiergartenstraße waren fast alle zugesperrt. Nur die Villa Hasselrode, deren Bewohner sonst gewöhnlich die ersten waren, die beim nahenden Sommer davonflogen — sie machte eine Ausnahme.

Die Vorbereitungen zu Irmgards Vermählungsfeierlichkeiten hielten Vater und Tochter in Berlin fest.

Seit ein paar Wochen schon war das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Das ging treppauf, treppab von früh bis abends. Handwerker und Schneider, Putzmacherinnen und Kammermädchen — sie huschten hin und her über die teppichbelegte Diele, die sonst nur für die aristokratischen Füße der vornehmen Welt da war.

Und inmitten all dieses Wirrwarrs bewegte sich mit der ihr eigenen sanften Grazie die junge Herrin des Hauses, umderetwillen all dieser Trubel stattfand — die glückliche Braut, die in wenig Wochen noch viel glücklichere junge Gattin des Mannes, der sie sich zum Bund fürs Leben erwählt hatte.

Auch Baron Herbert schien glücklich und zufrieden zu sein.

Ach, niemand ahnte, was es ihn kostete, diese ruhigheitere Miene zur Schau zu tragen! Wie er manchmal fast glaubte, zusammenbrechen zu müssen unter der furchtbaren Last, die der beständige Kampf mit seinen zwei ärgsten Feinden ihm aufbürdete: der Kampf mit dem lauernden Tod und dem nagenden Gewissen.

Sie verfolgten ihn Tag und Nacht; sie ließen ihn nie los; sie umkrallten und würgten ihn und sogen ihm das letzte bißchen Lebensmut aus dem Herzen.

Mit übertriebenem Eifer widmete er sich tagtäglich viele Stunden lang seinem Geschäft. Sein Hausarzt bat ihn wiederholt, sich zu schonen; er verkürze sein Leben durch diese Unruhe.

Der Baron Herbert von Hasselrode hatte ihm geantwortet:

„Nein, lieber Doktor. Wenn ich mein Geschäft nicht mehr habe, lebe ich keine acht Tage mehr."

Und der Arzt ließ ihn kopfschüttelnd gewähren: der Ton, in dem der alte Herr jene Worte gesprochen, hatte zu feierlich-überzeugend geklungen.

Niemand in der glänzenden Villa ahnte, wie schlecht es mit der Gesundheit des Barons stand. Selbst seine Tochter ließ sich durch seine ruhig-heitere Miene täuschen und gab sich uneingeschränkt ihrem bräutlichen Glücke hin.

In vier Wochen sollte die Vermählung stattfinden. Nach einer kurzen Hochzeitsreise von vierzehn Tagen wollte dann das junge Paar seinen Einzug in die Villa halten, deren erstes Stockwerk speziell für die junge Baronesse und ihren Gatten hergerichtet wurde.

Heinz Lingstedt freilich hätte es lieber gesehen, wenn sie eine kleinere Wohnung irgendwo in der Nähe gemietet hätten. Den in einfachen Verhältnissen aufgewachsenen jungen Mann drückte der raffinierte Luxus der großen palastähnlichen Villa. Die Räume waren ihm zu groß und weit für sein intimes Glück.

Doch der alte Baron wünschte es so. Und auch Irmgard; ihr erschien ihr bisheriges Heim, an das sie von Kindheit an gewöhnt war, weder zu groß, noch besonders vornehm.

Und dann hatte sie dort auch den Vater immer in unmittelbarer Nähe!

Irmgard vermochte es sich gar nicht vorzustellen, daß sie sich von ihrem Vater hätte trennen können. Wer sollte ihm abends seinen Gutenachtkuß geben? Wer sein weißes Haupt streicheln, wenn er müde und abgespannt aus seinem Bankgeschäft nach Hause kam? Wer ihm heiter vorplaudern, bis seine ernste Miene durch ein leises Lächeln erhellt wurde? ...

Schon jetzt bereitete der Gedanke ihr Pein, was aus dem Vater während ihrer Hochzeitsreise werden sollte.

Als sie einmal diese Besorgnisse laut werden ließ, lächelte der alte Herr wehmütig.

„Es sind nur vierzehn Tage, Kind. Dann kehrst du wieder zurück, und ich bin doppelt glücklich."

O, wie zärtlich da Irmgard den Arm um den Nacken des Vaters schlang und die runde Wange an sein welkes Gesicht schmiegte, so daß ihre blonden Locken sich mit seinem silberweißen Bart mischten!

Die Freude glänzte in den Augen des alten Herrn auf.

„Wie du mich heute an deine Mutter erinnerst, Kind! gerade so sah sie aus, als ich sie heiratete — nur viel stolzer, viel imposanter!"

„Du guter Papa!" schmeichelte das Mädchen. „Wenn ich doch meinem Heinz eine so gute Frau werden könnte, wie meine Mutter es dir war! ... Und wenn ich jemals Kinder haben sollte — ich würde zu Gott dem Allmächtigen flehen, daß mein Heinz ihnen ein solcher Vater wäre, wie du es mir —"

Erschrocken hielt sie inne. Mit einer heftigen Bewegung hatte Baron Herbert seine Tochter von sich geschoben.

Kreidebleich, die Hand aufs Herz gepreßt, nach Luft ringend, stand er vor der zu Tode erschrockenen Irmgard.

Ein paar Tropfen aus einem kleinen Fläschchen, das er stets bei sich führte — und der Anfall war vorbei. Nur eine beängstigende Blässe war zurückgeblieben. —

Seit diesem Gespräch quälten die Gedanken, diese schaurigen Bluthunde eines bösen Gewissens, den armen alten Mann mehr denn je.

Nicht litt es ihn lange auf demselben Platz. Kaum saß er, so stand er wieder auf. Kaum ging er im Zimmer etwas hin und her, so wurde er müde und mußte sich wieder setzen.

Und so fort und fort . . .

Heute fiel es dem Baron Herbert schwerer denn je, seine trüben Gedanken zu bannen. Vielleicht drückte auch der unheimliche Südwestwind, der mit sengender Glut durch die Straßen fegte, sein Gemüt besonders nieder.

„Mein Gott, Herbert! Wie siehst du aus?“ rief Bruno Hasselrode, der soeben aus dem Bankgeschäft kam. „Geht es dir schlechter?“

„Du sollst nicht immer an deinen Tod denken, Herbert!“ vor sich hin, indem er in einen Stuhl sank.

„Du sollst nichtimmer an deinen Tod denken, Herbert!“ Ein tiefer Seufzer, der wie ein Stöhnen klang, entrang sich der Brust des Schwerleidenden.

„Nicht der Gedanke an meinen Tod quält mich; er erscheint mir im Gegenteil wie eine Erlösung“, rang es sich gepreßt von seinen Lippen. „Die Erinnerung ist es, die mich martert . . . Bruno —“ wandte er sich plötzlich mit bei ihm ganz fremder Leidenschaftlichkeit zu seinem Bruder — „du konntest doch einst so viele schöne Worte finden, um mich zu überreden, um all meine Bedenken, meine Vorwürfe einzuschläfern! Warum redest du jetzt nichts, um mir die Qual erträglicher zu machen? So sprich doch! Sprich!“

Bruno Hasselrodes fahles, undurchdringliches Gesicht wurde noch um einen Schatten bleicher, so daß es eine fast graue Färbung bekam.

Hastig schritt er zum Fenster und öffnete einen Flügel. Es war, als ob ihm zu heiß würde in dem geschlossenen Raum.

„Du vergißt, Herbert —“ entgegnete er nach einer Weile mit erzwungener Ruhe — „daß wir damals dem Bankerott nahe waren, daß deine arme Frau die Schande niemals —“

Wieder entrang sich ein Stöhnen der schmerzgequälten Brust des alten Mannes. Beschwörend hob er beide zitternden Hände, während seine guten, treuherzigen Augen den Bruder mit dem Ausdruck eines geschlagenen Hundes anblickten.

„Fasse Mut, Herbert!“ versuchte Bruno zu trösten, obgleich ihm selbst recht unbehaglich zu Mute war. „Es weiß ja niemand etwas davon!“

„Niemand? . . . Und der dort oben?“ rief der andere, mit der bebenden Hand in die Höhe deutend.

Und wieder wandte Bruno sich ab.

Eine unheimliche, schwüle Stille herrschte eine Weile in dem Zimmer. Keiner von den Brüdern sprach ein Wort. Bis plötzlich der Jüngere mit einem raschen Entschluß sagte:

„Ich will dir etwas mitteilen, lieber Bruder, was ich dir in Rücksicht auf deinen Gesundheitszustand eigentlich verschweigen wollte. Aber vielleicht beruhigt es dein Gewissen. Du hast Gelegenheit, dein — Unrecht, wie du es nennst, wieder gut zu machen.“

„Das ist unmöglich!“

„Nein, nicht unmöglich, Herbert!“

„Ich verstehe dich nicht —“

„Salomeas Tochter — lebt!“

Baron Herbert fuhr wie elektrisiert herum.

„Sie — lebt? . . . Sie lebt?! . . . Du hast sie aufgefunden?“

„Ja. Und du kannst ihr eine jährliche Rente ausstellen. Sagen wir zwei- oder dreitausend Mark. Wir können die Summe entbehren und ihr wird der Betrag willkommen sein.“

„Eine kleine Rente? . . . Und ihr Vermögen? Das viele, viele Geld, das ihr gehört? Das sich seitdem verdoppelt, verdreifacht, nein, verzehnfacht hat?“

„Durch unsern Fleiß und Spekulationsgeist!“

Heftig schüttelte der alte Mann den Kopf.

„Nein, nein. Ich werde den Gedanken nicht los: meine Sünde wird einst heimgesucht werden an meinem Kinde . . . Großer Gott! Großer Gott! Wenn du um meinetwillen leiden müßtest, mein einziggeliebtes Kind! Meine Irmgard!“

Eine längere, überaus erregte Auseinandersetzung zwischen den Brüdern fand statt. Die Folge davon war, daß der jüngere mit rotem Kopf zu Hut und Stock griff und sich unverzüglich aufmachte nach dem Norden der Stadt.

Als er eine Stunde später vor dem Hause Brunnenstraße Nr. 45 wieder sein Automobil bestieg, war die Zornesader auf seiner Stirn mächtig angeschwollen.

„Bettelpack!“ preßte er ingrimmig zwischen den Zähnen hervor, als er die Friedrichstraße hinunter ratterte, den Linden zu, um im Café Bauer seine gewohnte Tasse Mokka zu trinken. „Das hat man davon, wenn man sich mit derlei Plebejervolk einläßt! Wissen die Ehre gar nicht zu schätzen. Weisen die Unterstützung hochnäsig zurück. Na, meinethalben!“

Doch konnte er nicht hindern, daß ihm von Minute zu Minute unbehaglicher wurde. Während er seine kleinen, listigen Augen sonst überall umherschweifen ließ, starrte er heute finster vor sich hin.

So kam es auch, daß er beim Verlassen des Autos vor dem Portal des Café Bauer Unter den Linden mit einem Mann zusammenstieß, der, die Hände in den Hosentaschen, eine kurze Holzpfeife im rechten Mundwinkel, langsam daherstelzte.

„Halloh — Achtung! Andere Leute sind auch noch da!“ knurrte der Mann, indem er die Pfeife aus dem Mund nahm und geräuschvoll ausspuckte.

Dann lachte er gutmütig auf, steckte die Pfeife wieder zwischen die Zähne und schlenderte weiter — breitbeinig, vierschrötig, die Hände in den Hosentaschen, mit der ganzen Ungeniertheit des „self made man“, der sich keinen Pfifferling darum kümmert, was man von ihm denkt.

Er bemerkte auch nicht, wie der feingeschniegelte Herr, mit dem er soeben zusammengeprallt war, bei seinem Anblick todesbleich, gleichsam wie am Boden festgewurzelt, dastand und ihm nachstarrte, als sähe er ein Gespenst; wie er gleich darauf Kehrt machte, in fieberhafter Hast das Auto wieder bestieg, dem Chauffeur etwas zuflüsterte und die Linden hinunter ratterte — in der Richtung nach dem Brandenburger Tor zu.

Hätte er es bemerkt und hätte er schärfer hingesehen, so würde er voraussichtlich einen derben Fluch ausgestoßen und das nächste Auto bestiegen haben, um jenes erste Auto zu verfolgen.

So aber stelzte er seelenruhig weiter. Er war ja erst vor wenigen Tagen aus Südafrika nach Europa heimgekehrt. Und in Berlin gab's so viel Schönes zu besehen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonntag im Netzegau
vor 70 Jahren.

Der Sonntag ist ein besonderer Tag. Zum Frühstück gibt's Hirsegrütze. Eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes „läutet es zum ersten Mal“. Die kleine Glocke beginnt; wenn sie aufhört, fängt die große an, und dann werden beide zusammen geläutet. Nun ist es Zeit, sich anzuziehen. Wenn das reine Leinwandhemd über den Kopf gestreift wird, dann spricht jeder, wie es ihn die Mutter gelehrt hat:

> Jap leiw Gott int witt Kleitt,
> Dat mi't d'ganz Weik äwe gout get.
> Hilf, lieber Gott ins weiße Kleid,
> Daß mir's die ganze Woche über gut geht.

Nach einer Stunde „läutet es zusammen“, d. h. beide Glocken werden geläutet. Nun tun sich die Türen auf, und feierlich schreiten die Hausbewohner der Kirche zu. Nur einer bleibt zu Hause, um das Gehöft zu hüten. Der Bauer geht voran; mit seiner Frau „eingehakt“, das kommt nur einmal, am Hochzeitstage, vor. Am Alltage trägt er ungefärbte Leinwand und im Winter einen Warbrock. Am Sonntag aber schmücken ihn ein langer blauer Tuchrock, Wams genannt, eine bunte Samtweste und blaue Tuchhosen, die in langen Stiefeln stecken. Unter dem umgeklappten weißen Hemdkragen ist ein schwarzseidenes Tuch geschlungen und vorn in kunstvollem Knoten gebunden. Auf dem Kopf thront der hohe schwarze Hut. Unter den Arm hat er das Gesangbuch geklemmt: Heiliges Lippen- und Herzens-Opfer einer gläubigen Seele von Dr. Laurent. David Vollhagen“. Dicht hinter ihm geht die Bäuerin. Sie ist in ein blaues Tuchkleid mit großem schwarzen Samtkragen gekleidet und hat über die Schulter ein schwarzes Umschlagetuch geworfen. Die Füße stecken in Saffianschuhen. Den Kopf ziert die „Kirchen- oder Tressenmütze“. Die Mütze hat gelbe Tressen und ist mit einem schwarzseidenen Bande unter dem Kinn festgebunden, zweimal über die Mütze und in zwei große Schleifen vor der Stirn auslaufend. Sie trägt das Gesangbuch, aus dem einige Riech(Salbei)blätter heraussteben, zusammen mit dem zusammengefalteten „Schnupftuch“ in der Hand, zur Blumenzeit auch wohl noch einige Stengel Reseda oder Thymian. Auf dem Wege wird nicht viel gesprochen, man reicht sich mit den andern Kirchgängern die Hände und spricht einsilbig vom Wetter und von der Wirtschaft.

In der Kirche hat jeder der Eigentümer bestimmte Plätze, die ins Grundbuch eingetragen sind. Als durch die Besitzergreifung Preußens der schwere Druck der römisch-katholischen Kirche aufgehoben war, hatten sich die Neudorfer Bauern eine eigene Kirche gebaut. Sie bilden eine eigene Kirchengemeinde, sind aber in Schönlanke eingepfarrt. Alle vierzehn Tage und an den ersten Feiertagen hält der „Priester“*) Gottesdienst. Die Bauern stellen der Reihe nach die „Priesterfuhre“, die Häusler spannen oft mit dem Nachbarn zusammen, um ein würdiges Zweispännergefährt

*) Der katholische Geistliche wird „Paup“ genannt, vgl. Pope, Pfaffe.

zu bekommen. Ungefähr 6 Minuten nach dem Zusammenläuten ist die Kirche gefüllt. Der Pastor kommt mit dem Schulmeister aus dem Schulhaus und geht in seine Bank links am Altar. Schräg neben ihm an der Wand sitzen die beiden Kirchendiener, ihr Amt ist ein Ehrenamt und wird von würdigen Bauern verwaltet. Dem Pastor gegenüber in der ersten Bank auf der anderen Seite des Altars sitzt der Schulze. Die übrigen Bänke rechts vom Haupteingang stehen wagerecht zum Altar und bilden mit jenen zum Altar senkrecht stehenden Reihen einen viereckigen Altarvorplatz. Der Altar ist im Barockstil gehalten mit Säulen, Vasen usw., bunt mit Goldverzierungen. Die Stufe vor dem Altartisch ist mit hölzernen, durch Türen zu öffnenden Schranken umgeben. Darüber thront die in eine Weintraube zierlich auslaufende Kanzel. Zu beiden Seiten halten Moses mit den Gesetzestafeln und Paulus mit dem Evangelium Wacht. Die Kanzel ist auf einer unsichtbaren Treppe von hinten durch eine mit einem großen Schnitzbilde des gekreuzigten Heilandes geschmückte Tür zu betreten. Über der Tür ist das Symbol des Dreieinigen, ein Auge im Dreieck auf Wolken schwebend, und über der Kanzel oben an der Decke die herabschwebende Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, angebracht. Der Kanzel gegenüber zieht sich über die ganze Breite der Chor mit der Orgel. Zur Rechten sitzt der Schulmeister mit den Singkindern, zur Linken die „Bengels“, d. h. die Knechte. Die Chorbrüstung ist bunt bemalt und mit durchbrochenen Blumen und dem harfenden König David geschmückt. Unter dem Chor sitzen die Dienstmädchen, die „Leute“ vom Schulzengut und sonstige Einwohner. Die Orgel beginnt, und gewaltig erbraust der Choral. Es singt ein jeder, und jeder singt kräftig. Die Kirchendiener nehmen hinter dem Altar die Klingelbeutel und sammeln reihauf und -ab die Kupfermünzen ein. Wer nichts geben will, nickt. Der Klingelbeutel braucht sich nicht zu eilen; denn von dem Liede werden alle Strophen gesungen. Während des Schlußverses betritt der Pastor die Altarschranken, und es beginnt die Liturgie nach uniertem Ritus. Die Gemeinde schweigt, nur der Kirchenchor singt die Responsorien, wobei der Schulmeister auf der Geige den Ton zupft. Nach dem Predigtliede betritt der Geistliche die Kanzel und hält die Predigt. Die ist recht ausführlich; denn der ganze Gottesdienst dauert seine zwei Stunden. Es folgen die Abkündigungen. Während des Gemeindegesanges „Ach bleib mit deiner Gnade“ steigt der Pastor hinab und tritt wieder zur Schlußliturgie vor den Altar. Findet nachher Beichte und heiliges Abendmahl statt, dann wird das „Heilig, heilig, heilig . . .“ gesungen und von der Orgel mit Pauken und Cymbeln begleitet. Nach dem Vaterunser und Segen wird die letzte Strophe des Predigtliedes gesungen. Dann wird sitzend ein stilles Gebet gesprochen, währenddessen einer der Kirchendiener den verriegelten Flügel des Haupteinganges öffnet, und der andere einen Stuhl mit Teller zur Kollekte draußen bereitstellt.

An den Sonntagen, an denen der „Priester“ nicht kommt, findet Lesegottesdienst statt. Es wird ein Eingangslied gesungen, dann verliest der Schulmeister ein Gebet, die Epistel oder das Evangelium und das Glaubensbekenntnis und tritt während der vorletzten Strophe des Predigtliedes vor ein Pult im Altarvorraum, verliest die Predigt und das Schlußgebet und schreitet zur Schlußstrophe wieder zur Orgel. Der Schulmeister steht besonders wegen dieser geistlichen Tätigkeit im höchsten Ansehen, und er übt auch mit großer Treue in Wort und Leben dieses Amt aus. Bei Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen hat er den Ehrenplatz und spricht das Tischgebet. Die Fuhren und die Ackerbestellungen werden ihm unentgeltlich gemacht. Dafür verfaßt er auch Eingaben zu Militärreklamationen usw. und schreibt die Soldatenbriefe.

Wenn die Kirchgänger nach Hause gekommen sind, werden schnell die Sonntagsröcke und die meist bei dem seltenen, ungewohnten Gebrauche drückenden Schuhe ausgezogen, und es wird gefüttert und Mittag bereitet, während eines der großen Kinder den Großeltern die Predigt vorlesen muß. Nach dem Mittagessen wird ein Tischlied gesungen. Darauf halten alle, im Sommer unter den Obstbäumen, Mittagsruhe. Dann gehen die Nachbarn zu einander und sitzen, Pfeife rauchend und plaudernd, auf den Bänken im Vorhause. Der Krug wird nicht aufgesucht. Dort kommen die Bauern nur am „Fastelabend“ zur „Grummade“, um den auf jeden entfallenden Geldanteil der verpachteten Dorffluren in Empfang zu nehmen, am Abend des Schützenfestes, und, wenn ein Stück Vieh verkauft ist, zum „Weinkauf“ oder, wenn sie zur Jagd gegangen sind, zusammen. Dann wird stark getrunken, und oft endet das Saufgelage mit einer Schlägerei. Für die jungen Leute ist im Kruge gar nichts zu suchen. Um 10 Uhr ist auch am Sonntage alles in den Betten.

An den ersten Feiertagen, in der „Fastenzeit“ und an den Abendmahlssonntagen bleiben alle den ganzen Tag zu Hause. Da holt der Vater nach der Predigt aus der Lade die sorgsam verwahrte „Prediger- u. Hirten-Stimme“ von Gottfried Kleiner hervor. Das ist ein großes Predigtbuch über die Evangelien, mit lederüberzogenen und messingbeschlagenen Holzdeckeln. Darin sind die Geburts-, Hochzeits- und Sterbetage der Familie und der weiteren Vorfahren und die sonstigen schrecklichen Ereignisse, wie Feuer, Nässe, Dürre usw. mit frommen Sprüchen eingetragen. Der Vater setzt sich an den Tisch, die Kinder mit gefalteten Händen vor ihn. Dann wird ein Lied gesungen und der Vater liest die Predigt, während die Mutter auf den Strümpfen das Mittagkochen besorgt. Am Nachmittage wird die alte Bibel hervorgesucht und ein Kapitel daraus gelesen, und abends wie am Sonnabend ein Lied gesungen. Zum Abendmahlsgange werden am Sonnabend die Füße sauber gewaschen und aus dem Gesangbuch Bußlieder und Beichtgebete gesungen und gelesen. Am Sonntag Morgen wird gefastet, und jeder setzt sich bis zum Zusammenläuten still vor sein Gesangbuch. Ehe man zur Kirche geht, „bitten sich die Hausgenossen gegenseitig ab“.

Bis in das zweite Viertel des Jahrhunderts sind an den drei großen Festen je drei Feiertage gefeiert worden, außerdem noch heil. 3 Könige, Jakobi, Michaeli. Da hat aber der Dorfschulze seine Knechte an diesen Tagen Dung fahren lassen. Die haben sich darüber geärgert und, wenn sie an der Kirche vorbeigefahren sind, tüchtig mit den Peitschen geknallt. Dieser Störungen ist man schließlich satt geworden, die Gottesdienste haben aufgehört, und alle arbeiten an diesem Tage; denn ohne Kirche kein Feiertag.

Friedrich Just.

Der Hund im Sack.

Eine wahre Geschichte von Otto Brattskoven.

Eines Tages kommt ein Bauer an die Zollgrenze, die den Freistaat Danzig von Ostpreußen abtrennt. Der Zollbeamte untersucht die in dem Wagen liegenden Sachen und stößt schließlich auf einen Sack, in dem sich etwas Lebendes befindet.

„Was haben Sie darin?“

„Einen Hund!“

Der Zollbeamte lacht, der wütende Bauer nimmt schließlich den Sack vom Wagen.

„Was wollen Sie mit dem Hund in dem Sack?“

Der Bauer lacht grinsend: „Der Hund hat die Tollwut. Ich fahre mit ihm nach Elbing zum Tierarzt, um ihn impfen zu lassen.“

Das Lachen des Zollbeamten wird jetzt amtliche Gravität: „Sie müssen den Sack aufmachen und mir den Hund zeigen.“

„Schön. Aber wenn das Tier ausreißt, müssen Sie die Verantwortung übernehmen.“

Der Bauer öffnet den Sack, natürlich stürzt der Hund heraus, und schon ist das ausgewachsene Tier über alle Berge. Beide gucken sich sprachlos an. Der Bauer fängt schließlich an zu schimpfen und zu fluchen. Der ratlose Zollbeamte redet auf den Bauern ängstlich ein, und schließlich einigt man sich auf die Möglichkeit, daß der Hund vielleicht in den Hof zurückgelaufen sein könnte. Fluchend fährt der Bauer wieder nach Hause zurück. Nach zwei Stunden rückt der Bauer endlich wieder an und wird von seinem Zollbeamten ängstlich in Empfang genommen.

Er atmet erleichtert auf, als der Bauer anfangen will, den vollen Sack vom Wagen herunter zu nehmen. Er läßt ihn gar nicht dazu kommen und gibt dem Bauer lachend Bescheid, daß er passieren könnte. Schmunzelnd fährt der Bauer ab.

Das Schwein im Sack hat er in Elbing mehr als glänzend verkauft.



* **Europas Frauenüberschuß.** Infolge der Verluste durch den Weltkrieg, zum Teil auch infolge der Auswanderung zahlreicher Männer, ist jetzt der Frauenüberschuß in Europa sehr groß; man hat ihn nämlich auf rund 18 Millionen berechnet. Davon entfallen 4 Millionen auf Rußland, 2½ auf Deutschland, je 2 auf Frankreich und England, 1 auf Italien, ½ Million auf Österreich. Da die Verluste auf männlicher Seite hauptsächlich das heiratsfähige Alter betreffen, würde sich das Verhältnis für Mädchen und Frauen in gleichem Alter noch wesentlich ungünstiger gestalten. Zum Teil wird es allerdings dadurch verbessert, daß die Heiratslust nach dem Kriege größer geworden ist als vorher.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.